

Arbeitsbesuche: Die einsame Literatur-Übersetzerin

Vom Glück, das richtige Wort zu treffen

Alles muss stimmen, alles muss klingen – wie Karin Krieger den Schriftstellern und den Texten dient, und was ihr das bringt

Von Birk Meinhardt

Berlin, im April – Einmal springt sie auf, es ist schon spät, mitten in der Nacht, ihr ist etwas eingefallen, sie läuft zum Bücherregal, sucht ungeduldig, hier, hier ist es, sie klappt das Buch auf, liest: „Ich mag kurze Hauptsätze mit Subjekt, Objekt und einem Verb dazwischen, das die Arbeit macht.“

Mein Gott, denkt man, was für ein Einfall. Ein Verb, das die Arbeit macht. Sie müsste müde sein. Aber sie strahlt einen an. „Wissen Sie“, sagt sie, „wenn ich so etwas lese, könnte ich ein Fest feiern.“

Das ist schon die Geschichte. Wie jemand sich sein ganzes Leben Worte greift, die von einem anderen stammen, wie er sie manchmal verzweifelt jagt, und wie er mit ihnen glücklich ist.

„Wie sind Sie eigentlich auf mich gekommen“, fragt Karin Krieger. „Es gibt doch so viele Übersetzer.“

„Durch Baricco.“

„Sie haben ihn gelesen?“

„Ja, alles.“

„Und? Sind Sie Freund oder Feind?“

Freund wohl eher. Doch, Freund. Wegen der sonderbaren Gestalten, die Alessandro Baricco in *Land aus Glas*, in *Seide*, in *Novocento* und in *Oceano Mare* hingepflegt hat, wegen dieser Traumfiguren. Pekisch, der einen Ton vom Kirchturm hört und ihn auf seinem Klavier sucht, Pekisch klumpert und klumpert, bis er herausfindet, dass er genau zwischen zwei Tasten liegen müsste, der Ton, aber wie soll er dort sein, da ist nichts, da ist gar nichts, und natürlich ist der Ton eine Metapher für alles Einmalige auf der Welt.

Oder Plasson, der Maler am Strand. Jeden Tag malt er neue leere Leinwände voll, mit einem Pinsel, der in keine erkennbare Farbe getaucht ist, sondern in Meerwasser, in einen durchsichtigen salzigen Film, denn Plasson will das Meer porträtieren, das immer anders ist und immer gleich. Das bringe mal zusammen, anders und gleich.

Vielleicht ist es auch nachvollziehbar, wenn jemand Feind ist. Baricco schreibt Poesiealben für Erwachsene, hat einmal in einer Rezension gestanden. Das mag stimmen. Aber egal.

Poco importa, sagen die Italiener, sagt Baricco im Prolog von *Novocento*, macht nichts. Eine Kollegin von Karin Krieger hat in ihrer Übersetzung des Buches daraus konstruiert: Poco importa, was aber auch nicht wichtig ist. Das mag Karin Krieger gar nicht lesen. Sie verzieht das Gesicht. Er bereitet ihr Unbehagen, der Satz. Er trifft die Stimmung der Vorlage nicht. Er zerstört. „Seis drum“, muss es heißen, ruft sie, „seis drum“ hatte sie im Manuskript geschrieben. Die Lektorin hat „aber egal“ daraus gemacht.

„Wie viel Zeit? Wie viel Seiten?“

„30 vielleicht. Ja, 30 Seiten.“ Dann weiß sie über den Stil, was sie wissen muss, dann hat sie eine Form gefunden, ihn wiederzugeben. Dann ist sie sich sicher. Sie vergleicht es mit einer Jacke.

„Ja, das ist in Ordnung“, sagt sie ohne Begeisterung, wie jemand, der sich gefügt hat. Später, am Stehpult, wo das Buch liegt, kann man sehen, dass „aber egal“ mit Bleistift durchgestrichen ist. Darüber steht: „seis drum.“ Vielleicht ist das Sturheit. Vielleicht aber auch große Verliebtheit in gerade diese Worte. Dann kann sie nichts dagegen unternehmen, dann kamen sie von irgendwoher von selbst, dann musste sie sie noch einmal so hinschreiben.

Karin Krieger hat alle Bücher Bariccos für den Piper-Verlag ins Deutsche übertragen, und sie hat es in genau der Atmosphäre getan, die man sich vorstellt, wenn man an Übersetzer denkt. Altbauwohnung mit Blick auf einen Park. Keine Gardinen. Knarrender Parkettboden. Ein warmer Teppich darüber. Und überall Bücher. Ein Raum zum guten Aushalten.

„Sind Sie manchmal einsam hier? Einsam von Berufs wegen?“

„Oft. Fast immer. Aber es ist trotzdem wunderschön.“



Karin Krieger und die Bücher: Sie kennt alle Stränge. Alle Worte. Alle Lücken.

Foto: Roger Melis

Man muss es sich so vorstellen. Sie kriegt von einem Verlag ein Buch angeboten, das liest sie, eine Art Probe. Es muss ihr gefallen, nur dann macht sie es. So war es bei Baricco. „Ich war zu der Zeit grassgeschädigt“, sagt sie, sie hatte gerade versucht, das *Weite Feld* zu lesen. Nichts gegen Grass. „Aber er war so deutsch, so schwer, so ernst.“ Und Baricco schnipste mit dem Finger und jonglierte mit den Worten und spielte mit seinen Figuren. Sie mochte das sofort. Er traf sie im günstigen Moment.

Im Grunde ist es von nun an wie bei Menschen, wenn sie sich richtig kennen lernen wollen. Sie brauchen ihre Zeit.

„Wie viel Zeit? Wie viel Seiten?“

„30 vielleicht. Ja, 30 Seiten.“ Dann weiß sie über den Stil, was sie wissen muss, dann hat sie eine Form gefunden, ihn wiederzugeben. Dann ist sie sich sicher. Sie vergleicht es mit einer Jacke.

„Ja, das ist in Ordnung“, sagt sie ohne Begeisterung, wie jemand, der sich gefügt hat. Später, am Stehpult, wo das Buch liegt, kann man sehen, dass „aber egal“ mit Bleistift durchgestrichen ist. Darüber steht: „seis drum.“ Vielleicht ist das Sturheit. Vielleicht aber auch große Verliebtheit in gerade diese Worte. Dann kann sie nichts dagegen unternehmen, dann kamen sie von irgendwoher von selbst, dann musste sie sie noch einmal so hinschreiben.

Karin Krieger hat alle Bücher Bariccos für den Piper-Verlag ins Deutsche übertragen, und sie hat es in genau der Atmosphäre getan, die man sich vorstellt, wenn man an Übersetzer denkt. Altbauwohnung mit Blick auf einen Park. Keine Gardinen. Knarrender Parkettboden. Ein warmer Teppich darüber. Und überall Bücher. Ein Raum zum guten Aushalten.

„Sind Sie manchmal einsam hier? Einsam von Berufs wegen?“

„Oft. Fast immer. Aber es ist trotzdem wunderschön.“

Und keiner sieht sie, die Suche, die ja ein Dienen ist, Übersetzer dienen dem Text und dem Autoren und werden im Buch immer nur kurz vermerkt, *Aus dem Italienischen von ...*, sie sollen ihre Eitelkeit zähmen, sie müssen sich zurückhalten, und sie dürfen nicht enttäuscht sein, wenn der Autor ihnen nicht so dankt, wie sie es erwarten. Das ist gut gesagt. Nicht enttäuscht sein. Karin Krieger steht am Pult, wo noch immer das Buch mit dem durchgestrichenen *aber egal* liegt, funkelt einen an und fragt: „Wissen Sie, wie die Widmung beginnt, die der gute Alessandro mir hineingeschrieben hat?“

„Wie denn?“

„Frau mit den schönen Augen.“

„Mmh. Tja.“ Da hat er Recht, denkt man, es stimmt. Und es klingt auch gut. Es erfüllt alle Bedingungen. Aber es wäre wohl unpassend, das jetzt zu sagen.

„Also bitte. Das ist doch wirklich unteres Niveau, oder? Ich habe alle seine Bücher übersetzt. Und er kommt mir mit meinen Augen.“

Dann beruhigt sie sich. Dann fängt sie an zu lächeln. Erstens kann sie nicht erzählen, dass es ihr nicht doch auch gefällt, wenn er so was schreibt. Es muss ihr gefallen. Und zweitens kann geschehen, was will, es bleibt doch ihr erträumter Beruf. Sie spürt es oft, am stärksten, wenn der Verlag ihr ein Buch ausliefert, das sie übersetzt hat. Beim allerersten Mal hat sie mit dem Zeigefinger über die Namenszeile getastet und zu weinen begonnen, glücklich zu weinen begonnen. So wird es zwar nie wieder sein. Aber ansatzweise ist es immer aufs Neue so. Die Routine ist noch nicht hervorgekrochen.

Vielleicht liegt das an Karin Kriegers Geschichte, an ihrem langen Weg zum Literaturübersetzen. Sie staunt noch immer, dass sie angekommen ist. Vor 20 Jahren hatte sie sich fürs Englisch- und Spanischstudium beworben, aber in dem Land, in dem sie gelebt hat, war man der

Meinung, wenn jemand sprachbegabt ist, dann für jede Sprache. Also schrieb man ihm die Sprache vor. Studienlenkung, hieß das. Sie sagt, „ich habe gebetet, dass ich nicht Russisch und Serbokroatisch kriege“.

Sie bekam Französisch und Italienisch. Wollte danach gern im Außenhandelsministerium arbeiten. Hätte dazu in die Partei gemusst. Dann lieber nicht Außenhandel. Ließ sich vom Ostberliner Büro einer großen italienischen Firma anfordern. Was gar nicht nützlich war. Zu viel Nähe machte verdächtig. Sie landete schließlich bei der staatlichen Nachrichtenagentur. Übersetzte Zeitungen.

„Wie denn?“

„Frau mit den schönen Augen.“

„Mmh. Tja.“ Da hat er Recht, denkt man, es stimmt. Und es klingt auch gut. Es erfüllt alle Bedingungen. Aber es wäre wohl unpassend, das jetzt zu sagen.

Dann beruhigt sie sich. Dann fängt sie an zu lächeln. Erstens kann sie nicht erzählen, dass es ihr nicht doch auch gefällt, wenn er so was schreibt. Es muss ihr gefallen. Und zweitens kann geschehen, was will, es bleibt doch ihr erträumter Beruf. Sie spürt es oft, am stärksten, wenn der Verlag ihr ein Buch ausliefert, das sie übersetzt hat. Beim allerersten Mal hat sie mit dem Zeigefinger über die Namenszeile getastet und zu weinen begonnen, glücklich zu weinen begonnen. So wird es zwar nie wieder sein. Aber ansatzweise ist es immer aufs Neue so. Die Routine ist noch nicht hervorgekrochen.

Vielleicht liegt das an Karin Kriegers Geschichte, an ihrem langen Weg zum Literaturübersetzen. Sie staunt noch immer, dass sie angekommen ist. Vor 20 Jahren hatte sie sich fürs Englisch- und Spanischstudium beworben, aber in dem Land, in dem sie gelebt hat, war man der

die Hände zur Decke und spreizt die Finger wie eine kapriziöse Schauspielerin, sie weiß, dass sie eben pathetisch war und will das Pathos überhören und mit dem Überhören wegwischen.

Jedenfalls hat sie bei der Tagung eine Menge Verlagsleute und Übersetzer kennen gelernt. Sie war die einzige Ostlerin, die sich dorthin aufgemacht hatte, und sie ist heute gut im Geschäft, aber sie ist es vor allem ihrer Qualität wegen, und Qualität setzt sich aus so vielem zusammen, aus Sprachgefühl, Beobachtungsgabe, Präzision, Recherche.

Beobachtungsgabe leuchtet vielleicht nicht gleich ein bei einer Übersetzerin, die ja nicht selber schreibt. Aber wenn man nur einmal in Palermo bleibt. Man kann da Trauerzüge sehen, die ganz anders sind als hier. Es ist ein anderes Leben mit dem Tod. „Die prunkvollen Kut-schen, die quer durch die Stadt fahren, die Musik, die Sonne, die Farben, das Düstere und das Helle, das muss man gesehen haben.“

Für das Buch, in dem genau dieses Leben beschrieben sein wird. Vielleicht wird es nur in einem Nebensatz vorkommen. Und man kann das Buch auch übersetzen, ohne den Trauerzug beobachtet zu haben. Es funktioniert sicher. Aber so wird es besser, das Buch, und sei es um eine Nuance. Denn es wird einem das treffendere, das eleganter oder brüchigere Wort einfallen. Man muss es vorher gefühlt haben, dann findet man es.

Wenn sie am Straßenrand steht, wirkt sie wie eine Einheimische, die sich ausruht. Wie eine zufällig dorthin Gespülte. Eine Verlorene vielleicht. Niemand sieht, wie es in ihr arbeitet, wie sie sich Bilder und Gerüche und Klänge einprägt, sie ist nie ganz frei von ihrem Beruf, von dem man doch meint, er spiele am Schreibtisch und nur dort.

Auf Karin Kriegers hellem Ikea-Tisch ein Laptop. Verschiedene Bibeln. Ein dicker deutscher Wälzer über Jesuiten. Zettel mit gekritzelten Telefonnummern. Sie spürt die fragenden Blicke.

„Hängt alles mit dem Buch zusammen, an dem ich gerade sitze. Es handelt von einem Jungen, der einige Zeit im Noviziat verbringt. Ich muss eine Menge nachprüfen.“

„Aber sind die Fakten nicht vorgegeben im Text?“

„Sie denken, die stimmen alle?“

Karin Krieger schaut ein bisschen erstaunt. Vielleicht hatte sie gedacht, das sei bekannt, dass sie nicht alle stimmen.

„Sie prüfen also jedes Detail.“

„Ja. Natürlich. Immer.“

Ob es in der Stadt X wirklich eine Kanzel gibt, die an der Außenmauer der Kirche angebracht ist. Ob tatsächlich Kondome auf dem Markt sind, welche den Orgasmus extra verzögern, Gummibremsen sozusagen. Ob Stevensons Dampflok wahrhaftig, wie von Baricco beschrieben, 85 Stundenkilometer gefahren ist. Die Antworten lauten: Ja, die Kanzel existiert. Ja, einige Gummis bremsen besonders. Und nein, die Lok hat nur knapp 50 km/h geschafft.

Und dann erfordert es noch ein bisschen Fingerspitzengefühl, seine Erkenntnisse weiterzugeben, denn ein Autor ist in der Regel ein sensibles Wesen. „Alessandro“, hat sie gefragt, „könnte es vielleicht sein, dass Stevensons Lok keine 85 gefahren ist?“ – „Woher willst Du das wissen?“ – „Ich habe nachgesehen.“ – „So, nachgesehen.“ – „Ja.“ – „Weißt Du, wenn ich den Fehler nun mal gemacht habe.“ – „Ja?“ – „Dann kannst Du ihn auch machen.“

Das alles, die vielen Recherchen kosten Zeit; manchmal dauert es Tage. An denen kommt ein Übersetzer nicht zum Übersetzen. Er schreibt keine Seite. Aber er wird nach Seiten bezahlt, Karin Krieger bekommt im Durchschnitt 35

Mark pro Blatt, das sind 3000,- DM bei einem eher dünnen Buch wie *Novocento*.

„Der Herr Niemann hat ja gesagt, zehn Seiten am Tag wären der Durchschnitt. Aber so wie ich arbeite, schafft man das nicht, tut mir leid.“ Es klingt nicht deprimiert, sondern wütend. Sie mag Herrn Niemann nicht. Sie ist sicher, dass er keine Ahnung hat oder keine Ahnung haben will.

Er ist der Verlagsleiter von Piper, und die Zusammenarbeit Karin Kriegers mit Piper ist aus und wird auch nicht wieder aufgenommen werden. Beide Seiten streiten sich zur Zeit vor Gericht. Beide sind unglücklich dabei. Aber sie ziehen es jetzt durch. Es ist eine Art Musterprozess für die ganze Branche. Ein lauter Bruch zwischen Leuten, die eigentlich leise und gediegen zusammenarbeiten.

Der verletzte Stolz

Die Trennungsgeschichte geht so. Als Bariccos erstes hier verlegtes Buch, *Seide*, sich wunderbar verkaufte, hat Karin Krieger dem Verlag einen Brief geschrieben und um eine Erfolgsbeteiligung nachgefragt. Üblich ist in einem solchen Fall ein Prozent des Nettoladenverkaufspreises ab dem 20 000. oder ab dem 30 000. Exemplar. Das sind bei *Seide* 29 Pfennig pro Buch. Die Übersetzerin hätte auch eine Pauschalsumme akzeptiert. 6000, 8000, 10 000 Mark. Aber der Verlag bot ihr 1500 Mark und zog von denen schon 300 Mark ab, die als Honorar für eine Taschenbuchausgabe vereinbart waren. Da schrieb sie nur einen Satz zurück: „Strecken Sie sich ihre 1200 Mark an den Hut. Mit freundlichen Grüßen.“

Es war keine Gier, es war verletzter Stolz. Sie forderte so etwas wie Anerkennung, aber sie bekam sie nicht. 1200 Mark sind eher eine Ohrfeige.

Im Verlag sagen sie, was hat sie denn den Vertrag unterschrieben. Da stand nichts von Erfolgsbeteiligung drin. So was haben wir gern. Erst unterschreiben und dann Nachforderungen stellen.

„Und, wenn sie es gleich gefordert hätte? Hätte sie das Buch machen dürfen?“

„Kam“, sagt die Cheflektorin Tanja Graf, „nein, wir hätten einen anderen genommen.“

„Dann hatte sie nie eine Chance?“

„Dann muss man eben noch einen anderen Verdienst haben. Es klingt vielleicht zynisch. Aber es ist ein frei gewählter Beruf.“

Ehe es zu zynisch klingt, muss man sagen, dass auch der Verlag seine Zwänge hat. Er trägt immer das Risiko, bei jedem Buch. Er hat über 100 000 Mark in die Werbung gesteckt, um den damals unbekanntem Baricco durchzusetzen. Dann ist Baricco ein Bestseller geworden. Und mit Baricco finanziert der Verlag nun die Titel, die nicht so laufen. Mischkalkulation, heißt das in der Branche.

Dennoch ist es ein Zeichen für die Stellung der Übersetzer. Es gibt für sie kein Anforderungsprofil, keine Tarife, jeder muss jedes Mal selbst handeln, jeder ist wunderbar frei, und Freiheit heißt auch: ungeschützt sein.

Es war dann etwas perfide, dass Piper Karin Krieger das eine Prozent zusagte und zwei Tage später ihr einen Brief schickte und sämtliche Verträge kündigte und ihr erklärte, man werde ihre Übersetzungen vom Markt nehmen und Bariccos Bücher neu ins Deutsche übertragen lassen. So hat man jetzt zwei Fassungen von *Novocento*. Die zweite ist von Erika Cristiani, es ist die, in der zum Beispiel steht: *Was aber auch nicht wichtig ist*.

Sie ist bei weitem nicht so gut, die zweite Fassung. Erika Cristiani war 16 Jahre in Italien verheiratet, sie schafft als Sekretärin an einer Uni, sie übersetzt in einer kleinen Diele ihrer Wohnung, in der nur wenige Bücher stehen, sie kann keinen Lieblingsautoren sagen, sie ist eine nette unbedarfte Frau, die froh ist über alles, und sie entspricht, ohne es zu wissen, den Vorstellungen von Viktor Niemann, der sagt, „am angenehmsten ist es, mit denen zu arbeiten, die es nebenbei machen, als intellektuelle Entspannung, ohne existenzielle Bedrohung“.

Was ein Fast-Buch ist

Dabei schaut er einen freundlich an. Der Satz ist ein kleiner Mord an den guten Büchern und den guten Übersetzern, und er schaut einen freundlich an.

Drei der Arbeiten von Karin Krieger sind nun einfach verschwunden. Liegen in ihrem Regal und sind trotzdem weg. Sie wird ein bisschen sentimental, wenn sie daran denkt, wegen der vielen Monate, die sie daran gegessen hat, und wegen der Erlebnisse, die sich für sie damit verbinden. Sie kramt Geschichten hervor, wie aus einer vergangenen Liebe. „Banana-fisch“, sagt sie, „was habe ich geforscht nach einem Banana-fisch. Aber es gibt keinen. Nur einen Zitronenfisch gibt es. Ich frage Alessandro. Er fängt an zu lächeln und sagt, Karin, es ist eine Anspielung, auf Salinger. A perfect day for banana fish.“

Irgendwann wird sie so viele neue Bücher übersetzt haben, dass es nicht mehr wehtun wird, und es werden wie gehabt lauter Fast-Bücher sein.

Fast-Bücher sind solche, die nicht ganz vollkommen sind. Immer fehlt ein bisschen. Wie soll sie es anders sagen. Wenn Freunde fragen, wie ist das jetztige, sagt sie: fast. Sie kann sich das erlauben, so ein Urteil. Sie kriecht mehr als jeder andere in ein Buch hinein. Sie kennt alle Stränge. Alle Worte. Alle Lücken.

Wobei. Einmal hat sie geantwortet, das ist es. Das Buch heißt *Ein anderes Meer* und ist von Claudio Magris. Es liegt nirgendwo in den Buchhandlungen, und nur noch ein Versand kann es liefern, und man liest es und findet so Sätze, man greift zum Telefon und sagt zu Karin Krieger, hören Sie mal, hier, ein Buch, ein Test zum Spaß, *Der Bug teilt das Wasser, berührt es aber nicht, denn er scheint in den leeren Spalt unter sich zu sinken*, was für ein Bild, wissen Sie, was das ist?

„Un altro mare. Es ist zwar fast zehn Jahre her. Aber das ist *Un altro mare*.“

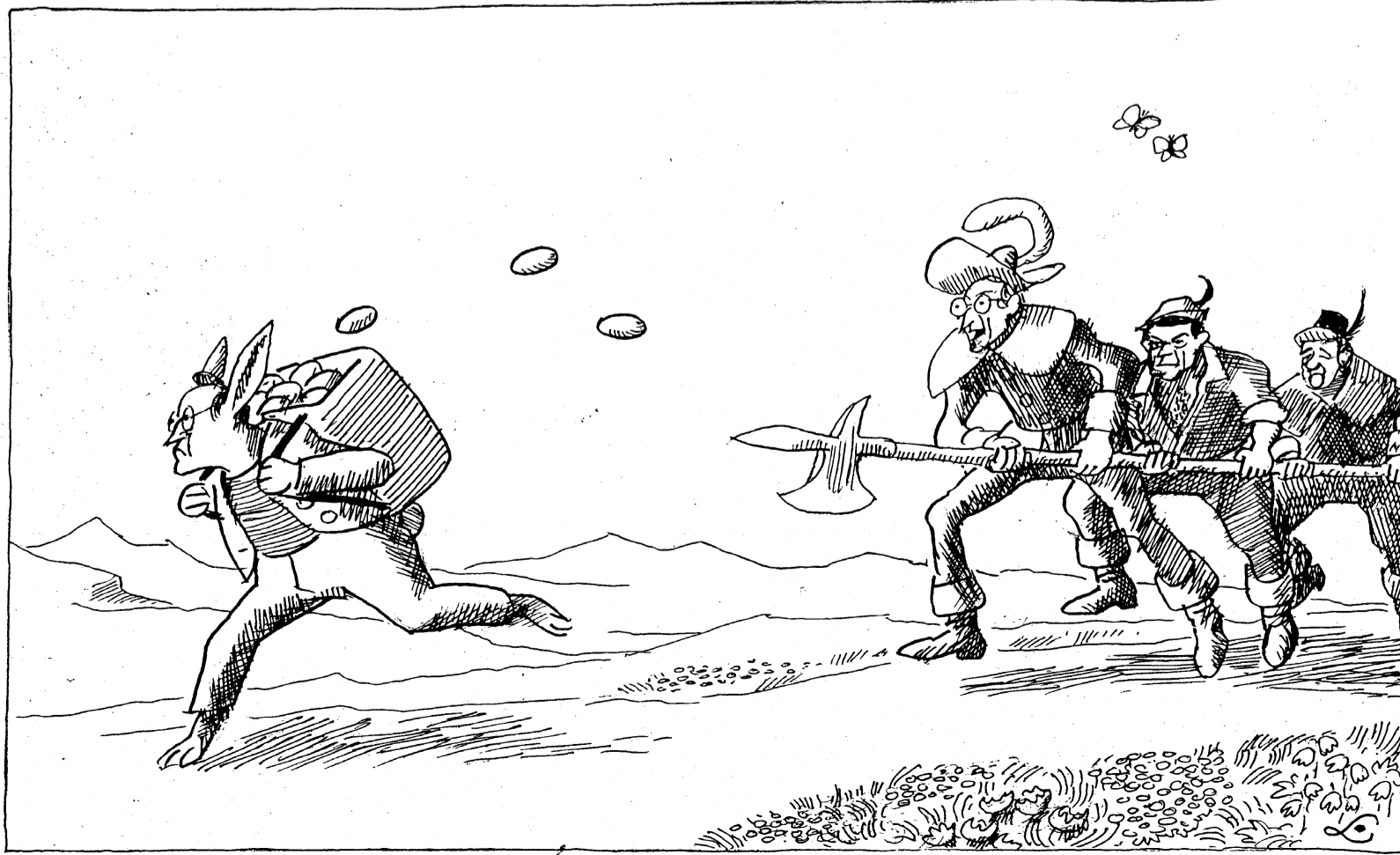
„Und welche Seite? Haben Sie die auch noch im Kopf?“

„Nein. ... Moment. ... Nein.“

Ja nun. Poco importa.

E. M. LANG

Osterhatz 2000



Die Stoibers wollen Steuern senken – der Hase muss an Schulden denken ...